

Spiritualität konkret 2017



ZENTRUM MARIA WARD
EXERZITIEN - /TAGUNGSHAUS
SPIRITUALITÄT – ANGEBOTE
FORUM IGNATIANUM
GEDENKSTÄTTE MARIA WARD



Ein Wort zuvor



Liebe Freunde
der Congregatio Jesu,

in Gesellschaft und Politik sind die Turbulenzen stärker geworden. Die Verunsicherung nimmt zu, weil immer wieder unvorhersehbare Anschläge in unserem so sicher geglaubten Europa uns in unserem Alltag aufschrecken. Eine Sehnsucht wird laut: die Sehnsucht nach Sicherheit und Stabilität. Manche suchen diese Sicherheit in geschlossenen Grenzen und überschaubaren Systemen. Doch kann das wirklich helfen?

Unser Glaube weist einen anderen Weg: Unsere Sicherheit und Stabilität liegt in Gott, der uns verheißen hat, dass Er da ist und dass Er mitgeht. Wir trauen diesem Gott, der für uns ist und dessen stärkstes Zeichen wir im Fest der Auferstehung Jesu Christi feiern. In Ihm finden viele Menschen Halt.

Wie dieser Glaube sich auch im Alltag bewährt, davon erzählen die verschiedenen Beiträge in diesem vierten Heft „Spiritualität konkret“.

Erfüllt von Osterfreude wünsche ich Ihnen festes Vertrauen in Gott und die Freiheit Seines Heiligen Geistes.

Mit herzlichem Gruß



Cosima Kiesner CJ

ZENTRUM MARIA WARD

Inhalt

- 01 Ein Wort zuvor
- 03 Glaube im Alltag – Alltagsglaube
Cosima Kiesner Cf
- 05 Bergwanderung statt Burnout – von der Nachfolge Jesu
Birgit Stollhoff Cf
- 07 Von göttlicher Führung durch menschliche Mitwirkung
Johanna Schulenburg Cf
- 15 Himmlische Aussichten
Igna Kramp Cf
- 19 Sheeple oder Wölfe mit Herz?
Birgit Stollhoff Cf
- 21 Es gibt immer ein Morgen
Cosima Kiesner Cf
- 23 Die eigenen Wunden von Gott berühren lassen
Igna Kramp Cf
- 36 Hoffnung in der Trauer
Monika Uecker Cf
- 39 „Ansprache Mary Wards“ bei einer abendlichen Liturgie
zum Thema „Kirche mit Frauen“
Ursula Dirmeier Cf
- 41 Liebe wirkt
Barbara Kusche Cf
- 42 In der Treue vollendet sich die Liebe
Cosima Kiesner Cf
- 44 Zuhause ankommen – Advent
Birgit Stollhoff Cf
- 46 Ein Wort zum Abschluss

Glaube im Alltag – Alltagsglaube

Von Sr. Cosima Kiesner Cf, Pfronten

Erschienen in: Münchner Kirchenzeitung, 03.01.2016

„Glaube im Alltag“ – darüber habe ich mir noch nie Gedanken gemacht. Ich glaube und irgendwie ist mein Glaube auch alltäglich. Aber was bedeutet das Schlagwort dieser Rubrik in der Münchner Kirchenzeitung? Was kann ich darunter verstehen? Es passt zum Anfang eines neuen Jahres, mir in dieser Frage bewusster zu werden. Wie geht Glauben so mitten im Alltag? Erst einmal stelle ich fest, dass mein Glaube kein Sonntagsglaube ist. Gott gehört nicht nur an Hochfesten wie Weihnachten und nicht nur in der Eucharistiefeier am Sonntag zu meinem Leben. Mein Ordensleben sorgt ja schon dafür, dass die Begegnung mit Gott täglich stattfindet. Doch ich mag gerade deshalb noch detaillierter hinschauen: Wie zeigt sich meine Gottesbeziehung zwischen den Gebetszeiten? Ist er alltagsfähig? Alltagsauglich? Hält mein Glaube dem Alltag mit seinen Herausforderungen stand? Den Freuden und Missgeschicken, den Geschenken und Ungerechtigkeiten?

Beim Nachsinnen erscheint zunächst vor meinem inneren Auge eine kleine alltägliche Szene. Wenn ich unser Gelände verlasse und das eiserne Tor der Autoeinfahrt hinter mir ins Schloss fällt, dann gibt es so einen Moment des Besinnens auf Gott, während ich losgehe, um in der Stadt etwas zu erledigen oder um die nächste Tram zu erreichen. Und dann reiht sich Szene an Szene: Auch beim Autofahren gibt es diesen ersten Moment nach dem Losfahren, in dem ich meine Fahrt und die anderen Menschen, die mit mir unterwegs sind, dem Herrn anvertraue. Es gibt das Innehalten am Schreibtisch, während einer Arbeit, nach einem Telefonat, in dem ich mich auf Gott ausrichte, einfach vor Ihm da bin, nur einen

Moment. Etwas mehr Zeit des Innehaltens vor Gott nehme ich mir, wenn ich vom Schreibtischstuhl auf meinem Lieblingsplatz auf dem Sofa wechsele. Es gibt in meinem Alltag das kurze Gedenken, das kleine Lächeln, den Wimpernschlag, in dem ich mein Herz Gott zuwende. Es gibt das Aufhorchen, das tiefere Atmen, das Wahrnehmen einer besonderen Intensität, das mir mitten im Gespräch und im Tun Gott in Erinnerung bringt. Wenn ich beschreiben sollte, was diese Momente von den vielen anderen Momenten des Alltags unterscheidet, so würde ich sagen, es ist wie ein kurzer Wechsel in eine andere Dimension, eine Dimension, die zwar immer da ist, die ich aber nicht immer in gleicher Weise wahrnehme. Eine Dimension, die mich trägt, die mich anrührt und in die ich jederzeit eintreten kann.

Und auch jetzt halte ich inne. So also zeigt sich mein Glaube mitten im Alltag. Er hat sich mit den Jahren verändert. Glaube und Alltag sind eng miteinander verwoben. Gott ist bei aller Ferne vertraut und bei aller Unfassbarkeit ganz nah.

Glaube im Alltag – vielleicht sind die individuellen Ausformungen sehr unterschiedlich. Vielleicht gibt es ganz andere Erfahrungen als die meinen. Es lohnt sich, dieser Frage einmal ganz persönlich nachzugehen: Wie steht es mit meinem Glauben im Alltag?!

Bergwanderung statt Burnout – von der Nachfolge Jesu

Von Sr. Birgit Stollhoff C7, Augsburg

Erschienen auf: katholisch.de – ausgelegt, 04.09.2016

Wer langsamer geht, ist schneller am Gipfel! Diese etwas paradoxe Erfahrung habe ich im Urlaub mit einer Mitschwester beim Wandern gemacht, an dem letzten kurzen, aber steilen Gipfelanstieg. Viele Mitwanderer sind gerade erst aus der Seilbahn ausgestiegen und haben uns, die wir schon zweieinhalb Stunden unterwegs waren, sofort überholt. Wir sind langsam hinaufgestiegen, Schritt für Schritt. Und am Gipfel hatten wir die meisten wieder überholt. Der Weg war doch zu steil, das Anfangstempo der anderen zu hoch.

Wie schaffe ich große Herausforderungen? Was muss ich tun, um einen gewählten Weg bis zum Ende zu gehen? Jesus erzählt im Evangelium von zwei großen Vorhaben: dem Turmbau – ein Zeichen für die neuen, großen Pläne, die wir haben. Und ein Krieg – für mich steht er für die vielen alten und neuen Konflikte mit den Mitmenschen, aber auch in uns selber. Wie meistern wir solche Herausforderungen? Indem Du dich ganz darauf einlässt, fordert Jesus. Ohne Hingabe und Risiko geht es nicht. Gleichzeitig sagt Jesus: Sei ehrlich mit Dir selbst und dann klug! Schaue, ob und wie du Dein Ziel erreichen kannst. Gestehe Dir auch ein, wenn es nicht dein Weg ist. Denn was für das Salz gilt, gilt auch für Dich: Du nützt der Welt nicht, wenn Du dich verausgabst oder zu sehr anpasst.

Das gilt im Kleinen etwa beim Wandern. Nächstes Wochenende stehe ich auf einem viel größeren Gipfel: Da werde ich meine Ewigprofess ablegen, mich auf Lebenszeit an meine Ordensge-

meinschaft binden. Acht Jahre bin ich auf diesen Tag zugegangen. Das war ein wunderschöner Weg: Ich habe großartige Weggefährtinnen, Mitschwestern gefunden, habe beruflich neue Perspektiven entdeckt, hatte großartige, frohe Höhepunkte. Aber es gab auch Phasen, in denen ich nicht wusste, ob das mein Weg ist, ob ich es „schaffe“: Misserfolge im Beruf, Auseinandersetzungen in der Gemeinschaft etwa. Kann ich so leben? Reicht mein Glaube? Ist das der Weg, den ich, so wie ich bin und so, wie die Gemeinschaft ist, gehen soll?

Ignatius von Loyola hat da eine gute Hilfe gefunden: die Exerzitien. Beim Wandern in den Bergen gab es immer die netten gelben Wegweiser, die die Richtung gezeigt haben - meist auch, wie hoch das Ziel liegt und wie lange noch zu gehen ist. Eine hervorragende Orientierung. So ähnlich ist es bei Exerzitien: Mit Bibelstellen, Gebetszeiten und dem Begleiter kommt man da immer wieder an die entscheidenden Punkte auf dem Weg und lernt, sich selber, die eigenen Kräfte und Fähigkeiten einzuschätzen.

Begleitet hat mich auch ein kleines Lied: „Sing nicht so schnell dein Glaubenslied, sing nicht so laut, so grell.... Die Hoffnung kann viel weiter sehn, als heute deine Füße gehen. Vielleicht kommt sie Dir nahe, vielleicht bleibt sie Dir fern.“ (Armin Juhre)

Wer bedächtig geht, kommt sicherer ans Ziel. Und nach dem Ziel? Da geht es weiter, zu immer neuen Herausforderungen! Und so ist auch meine Ewigprofess nur ein Zwischenziel auf dem langen Lebensweg zu Gott.

Von göttlicher Führung durch menschliche Mitwirkung

Bibel verstehen Mt 2,13–15 – Jesus, Sohn Gottes auf der Flucht

Von Sr. Dr. Johanna Schulenburg Cf, Wien

Erschienen in: *inspiration – Zeitschrift für christliche Spiritualität und Lebensgestaltung*, 42. Jahrgang, Heft 4.16, S. 8–13.

Wer das gesamte Matthäusevangelium gelesen oder gehört hat, kann rückblickend feststellen, dass wesentliche Grundaussagen schon im Prolog zum Evangelium¹, insbesondere auch in den Kindheitsgeschichten Jesu in den ersten zwei Kapiteln enthalten sind.² Wie ein Prisma einfallendes Licht bündelt, verdichten sich im Bericht über die Ereignisse nach der Geburt Jesu wichtige christologische Aussagen darüber, wer Jesus ist. Der Evangelist bereitet so auf die Begegnung mit der Person Jesu vor und nimmt die Jesusgeschichte vorweg.³ Jesus ist der angekündigte und erwartete Retter und Messias des Volkes Israel, in dem Gott ganz Mensch geworden ist, der „Sohn Gottes“, der „Immanuel“ – Gott mit uns.

Und Jesus ist ein Flüchtling. In einem kurzen Abschnitt von nur drei Versen berichtet Matthäus von der Flucht Jesu nach Ägypten (Mt 2,13–15). Als Kleinkind braucht Jesus Schutz vor der Ermordung durch den Herrscher Herodes, der seine Macht durch das Kind gefährdet sieht und alle männlichen Kinder im Alter bis zu zwei Jahren töten lässt. Sein Pflegevater Josef flieht mit dem noch kleinen Kind und dessen Mutter, seiner Frau Maria von Betlehem

¹ Zu weiteren Deutungsmöglichkeiten siehe Luz, EKK zum Neuen Testament I/3, 130.

Zur Reichweite des Prologs vgl. Luz, Ulrich, *Das Evangelium nach Matthäus*. Evangelisch-Katholischer Kommentar (EKK) zum Neuen Testament I/1, Zürich/Düsseldorf/Neukirchen-Vluyn, 5. Aufl. 2002, 120.

² Vgl. Luz, EKK zum Neuen Testament I/1, 183.

³ Vgl. dazu im Einzelnen Luz, EKK zum Neuen Testament I/1, 123 und 197.

nach Ägypten. Ein Engel Gottes hat ihm dies im Traum geboten. Josef solle in Ägypten bleiben, bis der Engel ihm etwas anderes auftrage. Josef bleibt dort bis zum Tod des Herodes.

Historizität

Ob dieser Bericht tatsächlich geschehene Ereignisse wiedergibt, wenigstens einen historischen Kern hat, lässt sich nur schwer bestimmen. Außer bei Matthäus findet er sich in keinem anderen Evangelium. Geschichtlich überliefert ist indes, dass Herodes ein grausamer Herrscher war. Er schreckte nicht einmal davor zurück, seine eigenen Söhne wegen des Verdachts auf Verrat hinrichten zu lassen.⁴ Auch war Ägypten schon immer ein Ort der Zuflucht für politisch bedrängte Israeliten.⁵ Schließlich überliefern auch jüdische Quellen Jesu Aufenthalt in Ägypten. Die weiteren Umstände der Flucht und des Aufenthaltes werden dagegen nicht mitgeteilt. Auch die Dauer des Aufenthaltes in Ägypten bleibt im Dunkel.⁶

Auffällig ist dagegen, dass die Schilderung von der Gefährdung und Rettung Jesu deutliche Parallelen zu anderen Berichten über die Verfolgung und wunderbare Rettung eines Kindes hat, das später zum Retter wird. Dem judenchristlichen Leser musste sich insbesondere die Überlieferung von der Rettung des Mosekindes in Ägypten aufdrängen. Der Pharao hatte aus Angst, dass die Israeliten zu stark werden könnten, befohlen, alle männlichen Kinder der Hebräer zu töten (Ex 1). Die kurze Geschichte von der Flucht

4 Vgl. Schnackenburg, Rudolf, Neue Echter Bibel. Kommentar zum Neuen Testament mit der Einheitsübersetzung (NEB.NT) Matthäusevangelium 1,1–16,20, Würzburg 2005, 27 m.N.

5 Siehe 1Kön 11,17; 1Kön 11,40; Jer 26,21; 41,17. Siehe auch Wucherpfennig, Ansgar, Fest der Heiligen Familie (A), Mt 2,13–15, 19–23, 3 auf www.perikopen.de (eingesehen am 12.09.2016).

6 Die Legende weiß von einem Zeitraum von einem bis zu acht Jahren, vgl. Luz, EKK zum Neuen Testament I/1, 189.

7 Vgl. Berger, Klaus, Kommentar zum Neuen Testament (NT), Gütersloh, 2. Aufl. 2012, 17. Berger weist allerdings zu Recht darauf hin, dass sich aus diesen Ähnlichkeiten nicht zwingend ableiten lässt, dass der Schilderung von der Flucht der Heiligen Familie nach Ägypten keine historischen Tatsachen zugrunde liegen.

8 Für die Unwahrscheinlichkeit einer historischen Sicht weitere Argumente bei Schnackenburg, NEB.NT, 22.

nach Ägypten weist zudem weitere Motive auf, die bei Kundigen des Alten Testaments Erinnerungen wachrufen müssen. Schon Abraham flieht vor der Hungersnot nach Ägypten (Gen 12,10–20). Das Buch Genesis erzählt außerdem von Josef, dem Sohn Jakobs, der durch Träume geleitet und nach Ägypten verschleppt wird, um dort gerettet zu werden (Gen 37–50). Die Vermutung liegt daher nahe, dass es Matthäus weniger um den Bericht historischer Fakten geht⁷, sondern mehr darum, Jesu Geschick bewusst vor dem Hintergrund biblischer Vorbilder zu erzählen und Jesus damit in die Reihe mit anderen verfolgten Gerechten zu stellen.⁸

Es wäre ohnehin zu kurz gegriffen, wollte man nur nach einer biographischen Erzählintention fragen. Zu eindeutig enthält die Episode von der Flucht nach Ägypten im Gesamtkontext der Kindheitsgeschichte Jesu literarische Auffälligkeiten und inhaltliche Besonderheiten, die nach der weiteren Aussageabsicht des Evangelisten fragen lassen: Unmittelbar vor dem Bericht über die Flucht berichtet Matthäus vom Besuch der Sterndeuter aus dem Osten, die einem Stern gefolgt sind, der ihnen den Weg zum Kind gewiesen hat. Sie huldigen dem Jesusknaben als dem neugeborenen König der Juden. Zuvor hatten sie Herodes nach dem Weg gefragt, der daraufhin von diesem neuen König Gefahr für seine Herrschaft fürchtet. Weil den Sterndeutern im Traum geboten worden ist, nicht zum König Herodes zurückzukehren, ziehen sie auf einem anderen Weg in ihre Heimat zurück (Mt 2,1–12). Nach der Schilderung von der Flucht berichtet Matthäus, dass Herodes in Betlehem und Umland alle Knaben im Alter bis zu zwei Jahren töten lässt (Mt 2,16–18). Durch die Flucht entgeht die kleine Familie diesem Kindermord. Nach dem Tod des Herodes erhält Josef im Traum die Weisung, aus Ägypten in das Land Israel zurück zu kehren und in einem weiteren Traum, sich mit dem Kind und dessen Mutter im Gebiet von Galiläa in der Stadt Nazaret niederzulassen (Mt 2,19–23).

Die genannten Einzelabschnitte sind inhaltlich eng miteinander verbunden.⁹ Besonders auffällig ist, dass jede der drei Episoden von Flucht, Kindermord und Rückkehr jeweils mit einem Schriftbezug auf das Alte Testament endet und dadurch alle Abschnitte miteinander verbunden sind. Ferner wird Josef durch insgesamt drei Traumoffenbarungen geleitet.¹⁰ In je einem Traum pro Abschnitt erhält er durch einen Engel des Herrn Weisung, was zu tun ist.¹¹ Josef wird damit zu einer zentralen Hauptfigur, die sich Gottes Führung anvertraut. In diesen Besonderheiten scheinen wesentliche Anknüpfungspunkte zu liegen für das, worauf Matthäus seine Leser – also auch uns – aufmerksam machen will.

Gottes Sohn – Erfüllung der Verheißung

Eine wesentliche Aussageintention des Evangelisten enthält das abschließende Schriftzitat in Mt 2,15, ein sogenanntes Erfüllungszitat. Der Evangelist deutet das Geschehen theologisch mit Hosea 11,1. Er liest diesen Text aus dem Alten Testament im Licht seiner neutestamentlichen Erfüllung und versteht ihn als dessen Bestätigung. Für den Adressatenkreis des Matthäusevangeliums – die judenchristliche Gemeinde – erweist sich so die Übereinstimmung des geschilderten Geschehens mit der hebräischen Bibel.

„Als Israel jung war, gewann ich ihn lieb, ich rief meinen Sohn aus Ägypten. Ich war es, der Efraim gehen lehrte, ich nahm ihn auf meine Arme. Sie aber haben nicht erkannt, dass ich sie heilen wollte. Mit menschlichen Fesseln zog ich sie an mich, mit den Ketten

9 So ziehen sich gemeinsame Stichworte durch sämtliche Abschnitte. Allein die Wendung „das Kind und seine Mutter“ wird fünf Mal erwähnt (2,11.13.14.20.21). Weiter auch z.B. „Engel des Herrn“, „zurückkehren“, „zu sich nehmen“.

10 Schon im Traum hat er von der göttlichen Herkunft des Kindes seiner Verlobten Maria erfahren (Mt 1,20).

11 Vgl. dazu im Einzelnen Luz, EKK zum Neuen Testament I/1, 180.

12 Vgl. Schnackenburg, (NEB.NT), 28.

13 Vgl. zum Ganzen Luz, EKK zum Neuen Testament I/1, 184.

14 Celsus, nachgewiesen bei Wucherpfennig, Ansgar, Fest der Unschuldigen Kinder (ABC): Mt 2,13–18, S. 2, auf www.perikopen.de (eingesehen am 12.09.2016).

der Liebe. Ich war da für sie wie die (Eltern), die den Säugling an ihre Wangen heben. Ich neigte mich ihm zu und gab ihm zu essen.“ (Hos 11,1.3–4)

Bemerkenswert ist hier der Bezugspunkt des Zitates. Während es im hebräischen Text um das Rufen *aus* Ägypten geht, zieht Josef mit Kind und Mutter ja gerade *nach*. Mt 2,15 weckt damit für den Leser zweifach Assoziationen. Zum einen wird die Erinnerung an die Befreiung Israels aus der ägyptischen Knechtschaft lebendig. Wie Gott Israel, seinen „Sohn“ aus Ägypten herausrief, so wird er es auch mit Jesus tun, seinem wahren Sohn. In ihm wiederholt sich quasi in einem zweiten Exodus der alte Auszug aus Ägypten mit Mose in neuer Weise und damit wiederum erfüllt sich auch der Weg Israels.¹² Zum anderen erinnert der Bezug auf „Gottes Sohn“ an die jüdisch-messianische Verheißung, dass der Sohn Davids, der Messias, Gottes Sohn sein wird.¹³

Gott mit uns – auch in Träumen

Der Bericht über die Flucht knüpft an den Besuch der Sterndeuter an. Sie sind gerade fortgezogen, der Glanz des Goldes und der Duft von Weihrauch und Myrrhe, die sie mitbrachten, um dem Kind als wahren König und Gott zu huldigen, liegt noch über dem Ort, da folgt schon unmittelbar die Warnung an Josef vor den Mordplänen des Tyrannen Herodes. Jesus erfährt also schon früh, dass Höhen und Tiefen des Lebens sich abwechseln, in starkem Kontrast zueinander stehen können.

Bisweilen wurde die Notwendigkeit der Flucht als Argument gegen die göttliche Herkunft des neugeborenen Kindes verwendet. Wäre es wirklich so gewesen, dann hätte Gott das Kind doch unmittelbar an Ort und Stelle schützen können.¹⁴ Gott nimmt die Menschwerdung jedoch ernst. Der Retter selbst ist in Gefahr und wird gerettet, kennt also diese Erfahrung. Gott greift nicht in die

Mordpläne des Herodes ein, um Jesus zu retten, sondern gibt seinen Sohn ganz in die Hände der Menschen. Josef hätte den Traum auch ignorieren können, so wie später Pilatus den Traum seiner Frau ignorierte, dessen Befolgung Jesus gerettet hätte (Mt 27,19). Gott handelt in seiner Vorsehung nicht am Menschen vorbei, sondern sucht seine Mitwirkung.¹⁵ Aber er trifft auch Vorsorge. Durch die Weisung an Josef im Traum, mit dem Kind und seiner Mutter nach Ägypten zu fliehen, gibt er ihm Kind und Mutter in die Obhut, sodass er zum Beschützer und Retter seiner Familie wird.¹⁶

Josef ist damit Gegenspieler zum Tyrannen Herodes. Matthäus bezeichnet Josef schon im ersten Kapitel als einen „gerechten“ Mann (Mt 1,19), der nicht einfach blind dem Gesetz folgt, sondern auch Maria, seiner Verlobten, gerecht werden will. Er hätte sie nach dem Gesetz eigentlich der Steinigung überliefern müssen, weil sie vorehelich schwanger war. Stattdessen sucht er nach einer Möglichkeit, sie ohne öffentliche Bloßstellung aus dem Verlöbnis zu entlassen. Hier greift Gott zum ersten Mal durch einen Traum ein, und ein Engel offenbart Josef die göttliche Herkunft des Kindes. Und zur Ausführung der Flucht erhält Josef in drei weiteren Träumen klare und unmissverständliche Aufträge, denen er umgehend und stillschweigend gehorcht. So wie er zuvor ebenfalls aufgrund der Offenbarungen im Traum Maria als Frau zu sich genommen hat (Mt 1,24), so bringt er sie jetzt mit dem Kind in Sicherheit.¹⁷ Josef erweist sich damit als ein Mann, der offen und ansprechbar für Gott ist, sich von ihm führen lässt, ihm sein Leben ganz anvertraut. Und durch ihn erweist Gott seine Fürsorge an Jesus und dessen Mutter.

Gott kommuniziert mit Josef in seinen Träumen. Der Evangelist hat offenbar keine Vorbehalte gegenüber dem Traum als Mittel der Offenbarung, was sonst im Neuen Testament eher keinen Widerhall findet.¹⁸ Die geistliche Tradition rechnet schon immer damit, dass Gott auch durch Träume zu uns spricht und uns so mit un-

serer Wahrheit in Berührung bringt. Auch in unserer Zeit spielen Träume wieder eine Rolle, seit Psychologie und Psychotherapie beginnend mit Sigmund Freud die Bedeutung von Träumen wiederentdeckt haben. Sie bringen uns mit der in uns verborgenen Wirklichkeit in Kontakt, unseren Wünschen, Sehnsüchten, dem ins Unbewusste Verdrängten und helfen uns, uns besser zu verstehen. Sie sind ein Ort, an dem unsere eigene Aktivität weitgehend ausgeschaltet ist und Gott uns viel leichter erreichen kann¹⁹ – so wie sich Matthäus zufolge auch Josef von Gott erreichen ließ.

Gottes Sohn mit uns – auf der Flucht

In der Einheitsübersetzung heißt es, dass Josef in der Nacht aufstand und mit dem Kind und dessen Mutter nach Ägypten floh. Besser übersetzt hieße es, dass Josef aufstand und das Kind und seine Mutter *in der Nacht zu sich nahm* und nach Ägypten zog. Über die Aussage hinaus, dass Josef in Eile und im Schutz der Dunkelheit aufbrach, lässt diese feine Sinnverschiebung auch eine Deutung auf seine innere Verfassung zu²⁰: innere Dunkelheit und Angst vor der Bedrohung und der ungewissen Zukunft für sich und seine Familie. Seine Lebenspläne, wie auch immer sie ausgehen haben werden, muss Josef komplett aufgeben und stattdessen mit Flucht und unsicherer Zukunft eintauschen. Ihm ist zwar gesagt, dass er bis zum Tod des Herodes bleiben soll, ein Ende der Zeit in der Fremde ist also benannt, aber die eigene Führung über das Leben ist vollständig aus der Hand genommen.

15 So zu Recht Ansgar Wucherpfennig in: Fest der Unschuldigen Kinder (ABC): Mt 2,13–18, S. 3 und 7.

16 Vgl. Wucherpfennig, Ansgar, Fest der Heiligen Familie (A), Mt 2,13–15,19–23, S. 1, auf www.perikopen.de (eingesehen am 12.09.2016).

17 Im Griechischen verwendet der Evangelist beide Male das gleiche Verb *παρέλαβεν* (Mt 1,24; 2,14).

18 Berger, NT, 18.

19 Vgl. zum Ganzen Grün, Anselm, Träume auf dem geistlichen Weg, Münsterschwarzach, 12. Aufl. 2006, 7ff.

20 Zu dieser Weise der allegorischen und tiefenpsychologischen Schriftauslegung siehe die ausführliche historische und systematische Aufarbeitung bei Grün, Anselm, Tiefenpsychologische Schriftauslegung, Münsterschwarzach, 8. Aufl. 2007, 12ff.

Die kleine Familie teilt damit die Erfahrung so vieler Menschen von damals und heute. Weltweit sind derzeit 65 Millionen Menschen auf der Flucht, darunter erschreckend viele Kinder. Sie suchen Zuflucht in ihrem Heimatland, in Nachbarländern und auch in Europa. Sie fliehen vor Krieg, Verfolgung, Konflikten, wirtschaftlicher Not. Unvergessen sind die Bilder von Flüchtlingsströmen im Herbst 2015 entlang von Autobahnen und Bahngleisen. Aus der bedrohlichen Situation, in der das Kind Jesus sich befand, erwuchs durch Gottes Hilfe – wesentlich jedoch auch durch den Einsatz der Menschen in seiner Umgebung – Heil und Rettung. Rechnen wir damit, dass Gottes Sohn auch in den vielen flüchtenden Kindern mit uns sein will? Dass darin ein Anruf liegt, mit der göttlichen Fürsorge mitzuwirken?

Himmlische Aussichten

Warum die Offenbarung des Johannes mich existenziell berührt –
4 Statements

Von Sr. Dr. Igna Kramp C^f, Frankfurt/Main

Persönliche Statements am Ende des TPI-Kurses „Himmlische Aussichten.

Ein Lesekurs zur Johannesapokalypse“, 22.–25.11.2016

1. Theozentrik – Prinzip und Fundament

Etwas, das mich an der Offenbarung des Johannes fasziniert, ist ihre kompromisslose Theozentrik. Sie entlarvt faule Kompromisse mit dem sich göttlich gebärdenden römischen Weltreich und seinen Vertretern. Das macht mich sensibel für die Frage, welche Beziehungen zwischen Staat und Christentum bzw. Christen gut sind und welche nicht. Zeitgleich mit der Vorbereitung zu diesem Kurs habe ich einen monumentalen Kreuzweg an der ehemaligen Zonengrenze nördlich von Fulda gesehen. Dort gibt es einen Christus vor Pilatus, dessen Dornenkrone dem Strahlenkranz der Freiheitsstatue nachgeahmt ist. Aus Sicht der Befreiten des DDR-Unrechtsstaates fand ich diese Assoziation zwar nachvollziehbar, aber zugleich auch sehr problematisch: Darf man die Pax Americana in dieser Weise mit der Pax Christi identifizieren? Wenn man die Offenbarung liest, muss man sagen: ganz sicher nicht! Sie mag nicht den Totalitarismus des Römischen Weltreichs wiederholen; man muss aber nur an Ereignisse wie in Guantanamo oder an den Erfolg des Präsidentschaftskandidaten Trump denken und dann ist klar, dass der Strahlenkranz der Freiheitsstatue nicht selten auch das Haupt des Pilatus zieren müsste. Die Theozentrik der Offenbarung mahnt mich aber nicht nur in Bezug auf die Weltpolitik zur genauen Prüfung von Kompromissen, sondern auch bei all dem, was in meinem Leben Wichtigkeit beansprucht:

ob es auf Gott ausgerichtet ist oder nicht. Im Grunde ist es das, was Ignatius von Loyola als Prinzip und Fundament den geistlichen Übungen voranstellt. Zum Leben führt mich nur, was mich auch Gott näher bringt, oder was mich zumindest nicht von ihm entfernt. Die Offenbarung formuliert in mächtigen Bildern im Grunde das Gleiche wie der Autor des Ersten Johannesbriefs, der mit den Worten schließt: „Meine Kinder, hütet Euch vor den Götzen!“

2. Die Nähe des Ewigen – vom Ende her sehen

Die Offenbarung lehrt mich, die Geschichte und auch mein eigenes Leben vom Ende her zu sehen. Sie hilft mir, Vertrauen zu haben, dass es ein gutes Ende ist – sowohl mein eigenes als auch das der Welt und der Menschheitsgeschichte, aber sie mahnt mich auch zur Verantwortung. Der Blick auf das eigene Leben „als wäre ich in der Todesstunde“ war lange ein Klassiker des geistlichen Lebens. Darin liegt viel Weisheit. Der Schriftsteller Patrick Roth hat sie wiederentdeckt und schreibt dazu in Auseinandersetzung mit Ignatius von Loyola, der diese Betrachtung auch in den Exerzitien hat: „Das heißt, Ignatius' Warte ist eine, die von der Grenze aus urteilt, eigentlich schon im Jenseits steht, mit den Augen der Toten sieht, um den Noch-Lebenden zu beeinflussen, zu führen. In seiner Vorstellung hat er sich an diesen Rand gebracht, um – mitten im Leben stehend – richtig zu entscheiden. Dieses Vom-Ende-her-Sehen ist wichtig.“ Die Offenbarung bringt mich an diesen Rand meiner irdischen Existenz und der Geschichte, um mich auf diese Weise umso mehr in die Verantwortung für jeden Moment meines Lebens zu stellen. Wenn ich die Offenbarung lese ohne ich, wie Gott nur einen Herzschlag weit entfernt ist – auch wenn es manchmal nun gar nicht danach aussieht.

3. Gerechtigkeit und Heil(ung) für die Opfer – in Deinen Wunden berge mich

„Gott ist von allem, was wir sind, wir ewig Anfangende, der verletzte Schluss, das offene Ende, durch das wir denken und atmen können“, hat Botho Strass einmal gesagt. Ich bin froh, dass Er ein verletzter Schluss ist: ein geschlachtetes Lamm, der verwundete Christus. Tränen trocknen kann nur, wer geweint hat. Die große Bedrängnis – nicht nur die endzeitliche, sondern jede – heilt nur, wer selbst aus ihr kommt. Die Offenbarung hilft mir vertrauen, dass es Gerechtigkeit, Heil und Heilung für die Opfer der Geschichte geben wird. Und dass die Ewigkeit keine kühle Schau Gottes ist, sondern die Begegnung, mit einem Gott der Wunden heilt und Tränen trocknet. Was wäre mir die Heilige Stadt ohne das Lamm? Die Offenbarung hält die Hoffnung gegen alle Hoffnung offen, so wie jener Satz, der in einem KZ gefunden wurde: „Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint; ich glaube an die Liebe, auch wenn ich nichts davon verspüre; ich glaube an Gott – auch wenn er schweigt.“ Gott wird sprechen – aber wir wissen nicht wann und wie.

4. Himmlische Aussichten proleptisch gefeiert

In der Messe denke ich ganz oft an die Bilder der Offenbarung von der himmlischen Liturgie. Nicht weil es dasselbe wäre – keinesfalls. Wir entkommen in diesem Leben der Erdschwere nicht. Wohl aber empfinde ich unser Stehen (oder Knien) vor Gott in der Liturgie manchmal wie einen Vorgeschmack der himmlischen Liturgie, die in der Offenbarung immer wieder beschrieben wird. Gefeiert wird nämlich nach meinem Empfinden das, was ich in den ersten drei Punkten benannt habe: 1. Gott die Ehre zu geben; 2. Gottes Nähe zu erfahren und sich in ihr wandeln zu lassen; 3. in

einen Raum des Heils und der Heilung einzutreten. Die Liturgie ist kein Raum außerhalb der Welt, aber ein Raum in der Welt, der hilft, uns selbst und die ganze Welt immer mehr auf Gott auszurichten.

Sheeple oder Wölfe mit Herz?

Die Hirten an der Krippe Jesu

Von Sr. Birgit Stollhoff CJ, Augsburg

Erschienen auf: katholisch.de – ausgelegt, 25.12.2016

In der englischsprachigen Gesellschaftskritik ist eine neue Bezeichnung entstanden: Sheeple – eine Sprachneuschöpfung aus „sheep“ (Schaf) und „people“ (Leute). Sheeple sind Menschen, die als Herdentiere dumm und hörig irgendwelchen Anführern blind hinterherrennen. Das blinde Volk, die Populisten, die Fake-News und Lügen glauben. Keine Rede mehr von der Schwarm-Intelligenz. Für mich klingt der Begriff vor allem: arrogant.

Waren die Hirten an der Krippe nicht die klassischen „Sheeple“? Nachdem der Engel majestätisch eine dramatische Geschichte erzählt hat, laufen sie alle zu genanntem Ort, fallen nieder und huldigen – egal wem, ohne den genau anzuschauen? Die Hirten sind in den Krippen immer „das Volk“, die ersten Gläubigen, ohne Namen, Identität und Anzahl. Komisch nur, dass sie im nackigen Kind in der Krippe den neuen Herrscher erkennen. Ob das den „Populisten“ auch gelingt? Ob dieser Engel wiedergewählt würde?

In der Weihnachtsgeschichte der „Augsburger Puppenkiste“ sind die Hirten die einsamen Außenseiter, die ungekämmt, mürrisch, wortkarg und misstrauisch vor den Toren der Stadt leben. Die Menschen in der Stadt, all die angesehenen Bürger, knallen Josef bei der Herbergssuche die Tür zu. Soll Maria doch ihr Kind auf der Straße zur Welt bringen. Den Hirten aber ist das nicht egal! Sie kommen, helfen und reden. Maria werden die Worte der Hirten ihr Leben lang begleiten und trösten.

Die Hirten müssen sensible Menschen gewesen sein – sie brauchen ein Gespür für die Herde, müssen Unruhe erahnen, den Mutterschafen bei der Geburt helfen, die Natur beobachten und Veränderungen vorhersehen.

Alfred Delp, der Jesuit und Märtyrer, bezeichnet die Hirten als Menschen, deren Leben noch weite Horizonte hatte, deren Seele lebendig war, voller Sehnsucht, die mit ihrem Instinkt Scharlatane entlarven konnten und die Wunder noch sehen konnten. Alfred Delp hat in Deutschlands dunkelster Zeit, 1944, gezweifelt, dass es diese Menschen heute noch gibt.

Ich bin da optimistischer. Mir sind im Advent viele „Hirten“ begegnet. Menschen, die mir mit kleinen Aufmerksamkeiten geholfen haben – ohne, dass sie mich kannten, ohne, dass sie mir verpflichtet wären. Weil es für sie eine selbstverständliche Haltung war, den Anderen zu unterstützen und von ihm gut zu denken.

Als Haltung der Gesellschaft scheint das derzeit verloren gegangen zu sein: Wer hilft, ohne zu fragen, gilt heutzutage als Gutmensch, als Sheeple. An der Krippe und vor Gott sind das aber die einsamen Außenseiter, die Wölfe mit scharfen Blick und weichem Herz.

Wer sind wir vor der Krippe? Moderne Sheeple, die ihre Türen, Augen und Ohren verschließen oder Hirten, die Mitleid haben, die einfach losgehen?

Es gibt immer ein Morgen

Von Sr. Cosima Kiesner Cf, Pfronten

Erschienen in: Münchener Kirchenzeitung, 27.03.2016

An einem frischen Morgen machten wir uns zu dritt auf, um vom Yellowstone-Nationalpark hinabzusteigen in das enge Tal des Colorado-Rivers. Der Abstieg dauerte nur dreieinhalb Stunden und war gut zu bewältigen. In der Mittagshitze aber mussten wir den Aufstieg beginnen, um am Abend wieder an unserem Zeltlager zu sein. Schon bald kämpften wir mit einer Gluthitze, die ermüdete. Trotz der engen Felswände gab es kaum einen Felsvorsprung, der wenigstens Schatten warf. Gern zogen wir unsere leichten, langärmeligen Shirts über, um die Haut zu schützen, und unseren Kopf bedeckten wir mit einem großen luftigen Hut. Die drei Gallonen Wasser pro Person, die wir mitgeschleppt hatten, verbrauchten wir zügig. Als wir nach vier Stunden endlich die Zwischenstation erreichten, war ich schon völlig kaputt. Doch wir mussten weiter. Noch lagen mindestens drei Stunden Aufstieg vor uns. Am liebsten wäre ich an der Zwischenstation sitzen geblieben. Am liebsten hätte ich nach jeder Kehre aufgegeben. Ich hatte keine Kraft mehr. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich noch weiterkomme, dass ich den Weg noch schaffe. Keine Pause erholte mich, kein Schluck Wasser belebte mich. Ich kämpfte um jeden Schritt. Die Geduld meiner Begleiter war groß. Und dann, irgendwann, das Zeitgefühl war mir ganz verloren gegangen, war ich tatsächlich oben. Ich war am Ziel, auch wenn ich keine Ahnung davon habe, wie ich das geschafft habe. Es war nur ein Tag. Für mich dauerte er ewig. Und dennoch habe ich daraus gelernt: Es geht weiter, auch wenn ich nicht mehr weiter kann.

An diese persönliche Erfahrung mit meinen Grenzen erinnere ich mich immer wieder, wenn ein Weg lang und schwer wird. Wenn ich gar nicht mehr weiß, wie es weitergeht. Wenn ich nur noch den nächsten Schritt gehen kann und jeder Aufblick mir immer nur noch weitere endlose Schleifen zeigt, die vor mir liegen. Diese kleine Erfahrung und viel mehr die Osterbotschaft schenken mir Vertrauen. Sie nähren meine Hoffnung, meinen Glauben: Es geht weiter, auch wenn es so aussieht, als ob es nicht weiterginge. Auch dann, wenn der Mensch sich durch Stunde um Stunde schleppt und nicht weiterweiß, auch dann gibt es einen neuen Tag, eine neue Erleichterung und eine Ankunft. Auch dann, wenn der Mensch seine Hoffnung verliert, auch dann gibt es einen neuen Tag, eine neue Chance tut sich auf und eine neue Freude wird unverhofft geschenkt. Und auch dann, wenn der Mensch sein Liebstes, seine Heimat und seine Sicherheit loslassen muss, auch dann gibt es einen neuen Tag, Erinnerungen werden wertvoll und eine andere Art von Lebensgestaltung beginnt, die herausfordert und die er bestehen kann. Und selbst dann, wenn der Mensch an die Grenze des Lebens gerät und der Tod einen Schlusspunkt setzt, auch da geht es noch weiter. Das ist die Botschaft von Ostern.

Der Garant dafür ist Gott. Gott ist ein Gott des Lebens. In Ihm ist Leben. Er ist Leben. An diesem Leben haben wir teil. Gott schenkt uns immer einen neuen Tag, Er schenkt uns immer ein Morgen.

Die eigenen Wunden von Gott berühren lassen

Impulse aus dem Johannesevangelium

Von Sr. Dr. Igna Kramp C^J, Frankfurt/Main

Impulsvortrag bei einem Rekolektiotag für Pastorale MitarbeiterInnen,
20.09.2016

Wunden

„Die eigenen Wunden von Gott berühren zu lassen“ haben Sie sich für heute Morgen als Thema gewählt. Ein solches Thema zu behandeln, bedarf des Vertrauens, ja, des Mutes: Erstens, dass die Wunden überhaupt heilen können, dass sie nicht tödlich sind; und zweitens, dass Gott sie in seiner Liebe heilsam berühren will und heilen kann. Hans Urs von Balthasar beschreibt in seinem Frühwerk „Das Herz der Welt“, dass so ein Vertrauen gar nicht so einfach aufzubringen ist, obwohl Gott uns doch sucht. Er schreibt:

Jesus Christus steht an den Straßenecken und bietet sein Herz an. Denn geschrieben steht von der Weisheit, daß sie hinaustrat auf die Plätze und als großes Gastmahl sich selber anbot, umsonst. Alle rennen vorbei. Kein Bedarf. Er hat sich verrechnet. Wenn es ernst wird, lehnt der Mensch, der seine eigene Liebesbedürftigkeit nicht laut genug preisen kann, das Angebot der Liebe schlankweg ab. Er entwindet sich ihren Armen. Eine innere Stimme warnt ihn: Laß dich nicht ein. Die Gefahr ist zu groß. Sag ihm, es tue Dir leid. Du habest ein Landhaus gekauft, ein Foch Ochsen für heute gemietet, ein Weib genommen, das Dir vorläufig genügt. Es tue Dir wirklich leid.

Die eigenen Wunden von Gott berühren zu lassen, bedeutet in diesem Bild, stehen zu bleiben und das angebotene Herz anzunehmen. Sich also der Liebe Gottes auszusetzen – auch wenn es wehtut. Es bedeutet, Seiner Liebe zu vertrauen und sich darin ei-

nen Weg der Heilung führen zu lassen. Sie haben sich mit der Wahl des Themas entschlossen, stehen zu bleiben. Das ist der Beginn jedes ernstzunehmenden geistlichen Weges. Damit will ich aber natürlich keineswegs behaupten, das hier sei ein „Anfängerkurs“. Keineswegs! Aber erfahrungsgemäß dauert dieser Prozess der Reinigung, Heilung und Heiligung in einer Biographie viele Jahre, und auch danach kommt man noch manchmal darauf zurück. Wahrscheinlich stehen Sie auf diesem Weg an ganz verschiedenen Punkten. Es geht mir deshalb eher darum zu betonen, dass man für diesen Weg Geduld braucht, und dass dieser Vormittag nur ein paar Schritte auf dem Weg bringen kann – aber eben vielleicht wichtige und heilsame Schritte. Wir dürfen vertrauen, dass jeder Schritt wichtig ist, gleich, ob das „Ziel“ nah oder fern erscheint. Gott führt uns auf diesem Weg, das ist wichtig, und er führt uns liebevoll, was nicht heißt, dass man nicht auch bisweilen durch schwer auszuhaltende Gefühle hindurchgehen müsste – echte Heilung ist schmerzhaft und kann nicht abgekürzt werden.

Heilung braucht aber auch ein Fundament an Liebe und Geborgenheit. Nur mit einem solchen Fundament können wir zulassen, dass wir verwundet sind. Und Heilung braucht auch ein Gegenüber, geschieht am ehesten in einer persönlichen Beziehung der Liebe und des Vertrauens. Das kann vermittelt durch Menschen in Beziehungen geschehen, vor allem aber in der Beziehung zu Jesus Christus, dem Verwundeten, dem Heiland. Wir begegnen ihm in der Stille, in dem wir die Heilige Schrift meditieren und mit ihm ins Gespräch eintreten wie ein Freund mit einem Freund (oder einer Freundin). Dafür ist nachher eine Stunde Zeit, und das ist das Wichtigste. Für diese Gebetszeit möchte ich Ihnen in meinem Impulsreferat zwei Bilder aus dem Johannesevangelium mitgeben: die so genannte „Johannesminne“ (der geliebte Jünger an Jesu Brust) und den Gekreuzigten mit dem geöffneten Herzen.

Am Herzen Jesu

Die Weisheit Gottes, Fleisch geworden in Jesus Christus, bietet nicht nur ihr Herz an, sondern wir liegen ihr buchstäblich am Herzen. Das ist das erste Bild: das des Jüngers an der Brust Jesu. Beim Abschiedsmahl Jesu, nach der Fußwaschung, wird eben diese Figur des „geliebten Jüngers“ in die Erzählung des Johannes-evangeliums eingeführt, die vorher nicht vorkam. Dieser Jünger liegt beim Abschiedsmahl vor der Passion in Jesu Schoß. Sie haben richtig gehört: im Schoß. Man kann gr. *en tō kólpo* auch übersetzen „an der Brust“. Aber auch die Vulgata, die lateinische Bibel, gibt es mit *sinus*, Schoß, wieder. Ich bin also mit der Übersetzung „Schoß“ in guter Gesellschaft. Das Wort *kólpos* kann eigentlich die ganze Vorderseite des Leibes zwischen den Armen bedeuten. Es kann sogar auch Mutterschoß bedeuten, aber eher als Spezialbedeutung. Im Lukasevangelium (16,22) befindet sich der arme Lazarus in diesem Sinne nach seinem Tod „in Abrahams Schoß“. Das ist sprichwörtlich geworden für einen Ort der Sicherheit und Geborgenheit. Eben wie z.B. auch der Säugling im Schoß der Mutter vollkommen geborgen ist. Das wäre bezüglich des geliebten Jüngers vielleicht überinterpretiert, wenn diese Haltung nicht schon früher im Evangelium ein Vorbild hätte. In Joh 1,17 f. heißt es:

¹⁷ (...) *Das Gesetz wurde durch Mose gegeben,
die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus.*

¹⁸ *Niemand hat Gott je gesehen.*

Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht, er hat Kunde gebracht.

Mit diesen Worten endet der gewaltige Prolog des vierten Evangeliums. Sie werden schon ahnen: hier steht eigentlich gar nicht, dass der fleischgewordene Logos am *Herzen* des Vaters ruht, sondern wiederum *éis tón kólpon*, im Schoß des Vaters. In diesem Fall ist auch die Nebenbedeutung „Mutterschoß“ gar nicht so abwegig (wenn-

gleich hier eher Vaterschoß), denn es heißt dort wörtlich nicht „der Einzige“, sondern der Einziggeborene, gr. *mónogenês*. „Der Einzige“ ist aber trotzdem richtig, weil das Wort auch für ein einziges Kind stehen kann (so z. B. auch Isaak in Gen 22, beim Opfer Abrahams). Der einziggeborene Sohn liegt also im Schoß des Vaters, wie später der geliebte Jünger in Jesu Schoß liegt. Genau genommen hat der fleischgewordene Logos auch nicht „Kunde gebracht“, sondern „erzählt“ oder „ausgelegt“ (*exegésato*). Wen oder was? Den Vater. Jesus ist sozusagen der authentische Interpret Gottes. Das könnte heißen: der geliebte Jünger in seinem Schoß ist Interpret Jesu, indem er das Evangelium schreibt. Das wird aber so nicht gesagt. Trotzdem zeigt die fast gleiche Formulierung „im Schoß“, dass der Jünger bei Jesus so daheim und geborgen sein kann wie Jesus beim Vater. Dabei ist der „geliebte Jünger“ der *ideale* Jünger. Er hat im Evangelium auch keinen Namen. Erst in der Überlieferung des Evangeliums wird er mit dem Zebedaidensohn Johannes identifiziert, nicht im Evangelientext selbst. Deshalb wurde vorgeschlagen, ob der geliebte Jünger nicht auch eine Chiffre für den lesenden Jünger sein könnte, bzw. dass *jeder* Jünger (und jede *Jüngerin*) ein geliebter Jünger ist, weil Jesus nicht einen besonders liebt, sondern jeden gleich. Spätestens die spätmittelalterlichen „Johannesminnen“ zeigen, dass hier spätere Jünger in die Rolle des Jüngers in Jesu Schoß schlüpfen wollten – übrigens besonders Jüngerinnen, denn diese Jesus-Johannes-Gruppen befanden sich häufig in Frauenklöstern. Was hat das Im-Schoß-Liegen mit Barmherzigkeit zu tun? Der Hebräer gebraucht eben *réchem*, Mutterschoß, für Barmherzigkeit, weil ein entsprechendes Abstraktum in seiner Sprache nicht zur Verfügung steht. Da bei Johannes mit eigenen Übersetzungen des hebräischen Textes zu rechnen ist, war er sich dessen sicherlich bewusst. Der Einziggeborene im Schoß Gottes legt den Allerbarmer aus. Mehr noch: durch Jesu Schoß reicht dieses Erbarmen in die Welt hinein und ein Jünger liegt darin und erfährt es. Und dieser spricht wie keiner sonst im Neuen Testament von der Liebe Gottes (1 Joh 4,8–12):

⁷ Liebe Brüder, wir wollen einander lieben; denn die Liebe ist aus Gott, und jeder, der liebt, stammt von Gott und erkennt Gott. ⁸ Wer nicht liebt, hat Gott nicht erkannt; denn Gott ist die Liebe. ⁹ Die Liebe Gottes wurde unter uns dadurch offenbart, daß Gott seinen einzigen Sohn in die Welt gesandt hat, damit wir durch ihn leben. ¹⁰ Nicht darin besteht die Liebe, daß wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt und seinen Sohn als Sühne für unsere Sünden gesandt hat.

„Nicht darin besteht die Liebe, dass wir Gott geliebt haben, sondern daß er uns geliebt hat.“ Der Papst hat nach seiner Lektüre des Buches von Walter Kasper beim Angelus gesagt, dass Barmherzigkeit alles ändert, die Welt ändert. So würde ich auch sagen: geliebt zu werden – und mehr noch von Gott geliebt zu werden – ändert alles. Das ist der theologische Ort, an dem Wandlung geschieht. An Jesu Herzen zu liegen, ermöglicht Heilung, weil ein Raum der Geborgenheit und Liebe aufgespannt wird. Jesus spricht im Johannesevangelium sogar davon, dass die Jünger *in* ihm und *im* Vater sein können: „An jenem Tag werdet ihr erkennen, dass ich in meinem Vater bin und ihr in mir und ich in euch“ (Joh 14,20). Wir können geradezu „in Jesus“ sein. Das ist die so genannte johanneische „reziproke Immanenz“ (gegenseitiges Innewohnen). Näher geht es nicht. In dieser Geborgenheit können wir auch schmerzhaft Erfahrungen wahrnehmen und an dieser Liebe können solche Verwundungen heilen.

Gegenüber dem offenen Herzen Jesu

Wir liegen Jesus aber nicht nur am Herzen, sondern er hat sich selbst verwunden lassen, um uns heil zu machen. So formuliert der Erste Petrusbrief: „Durch seine (Christi) Wunden seid ihr geheilt“ (1 Pt 2,24). Der Autor des Briefes nimmt diese Zusage aus dem vierten Gottesknechtlied im Buch Jesaja. Dort heißt es: „Durch seine Wunden sind wir geheilt“ – wörtlich sogar „in seinen Wunden sind wir geheilt“ (53,5). Dahinter steht der Gedanke der Stell-

vertretung: Jesus nimmt die Schuld auf sich, die eigentlich unsere ist – und nimmt sie uns damit ab. Er heilt unsere Gottesferne – das ist ja, was Sünde, Absonderung, eigentlich ist – indem er uns Verwundeten als Verwundeter und doch in der Auferstehung Heilgewordener nahe kommt. In Ihm begegnen wir Gott, der versteht, was es heißt, verwundet zu sein, der es eben selbst erfahren hat. Vor dem Kreuz brauchen wir nicht viele Worte, es genügt ein Blick, ein schweigendes Verstehen. Und da schaut nicht nur der eine Leidende den anderen an – das wäre zwar echte Solidarität, mehr aber nicht – sondern es schaut der verwundete Schöpfer wissend und verstehend auf sein verwundetes Geschöpf, um es zur Auferstehung zu führen, die Er selbst schon erfahren hat.

Sowohl im Petrusbrief als auch im Buch Jesaja geht es um das Wegnehmen von Sünden wie auch um die Heilung von Wunden. Wie hängt beides zusammen? Aus meiner Erfahrung auf dem geistlichen Weg würde ich folgendes sagen: Natürlich gibt es viele Verwundungen die an sich erst einmal mit Sünde nichts zu tun haben. Viele davon haben wir auch empfangen, als wir noch zu klein waren, um „wissentlich und willentlich“ sündigen zu können. Die wirklich tiefen Verletzungen gehen nicht selten auf die ersten Lebensjahre zurück. Die besten Umstände können uns davor nicht bewahren, und es ist auch nicht immer jemand daran schuld. Es gehört zum Menschsein, verwundet zu werden. Aber eben jene Verwundungen beeinträchtigen unser Vertrauen und unsere Freiheit. Und deshalb misstrauen wir Gott und wenden uns ab – und dann sind wir im Bereich der Sünde. Und wir sind nicht so frei, wie wir ohne die Verwundungen wären, weil sie uns bestimmen und unfrei machen, und wir tun nicht das, was wir eigentlich möchten und was eigentlich gut wäre – und auch da sind wir im Bereich der Sünde. Daher kann es im Umgang mit dem Thema Sünde hilfreich sein, die Verletztheit dahinter zu sehen. Das hilft zu einem barmherzigen Blick sowohl auf sich selbst als auch auf andere. Es kann auch dazu helfen, die tiefere Sehnsucht hinter ei-

nem mehr oder weniger offensichtlich falschen Tun zu entdecken. Ernesto Cardenal hat diese Erkenntnis in den provozierenden Satz gefasst: „Alles menschliche Tun, sogar die Sünde, ist eine Suche nach Gott, nur sucht man ihn dort, wo er am wenigsten zu finden ist. Darum sagt der Kirchenvater Augustinus: ‚Suche, was du suchst, aber nicht dort, wo du es suchst.‘“ Dass wir an der falschen Stelle suchen, hat mit Verwundung zu tun, mit Misstrauen, mit dem Zweifel, ob wir bei Gott, in seiner Nähe, wirklich finden können, was wir suchen. Indem uns Gott in Jesus Christus selbst als Verwundeter entgegenkommt, lockt er uns heim ins Vertrauen.

Diese vertrauensvolle Nähe, die Jesus uns mit seinem verwundeten Herzen schenkt, ist der Kern der Herz-Jesu-Verehrung. Die biblische Hauptquelle für das Herz-Jesu-Fest ist das Johannes-evangelium, womit ich beim zweiten wichtigen Bild aus diesem Evangelium bin.

In den Gebeten des Festes begegnen wir praktisch durchweg johanneischen Motiven: Jesus, der am Kreuz erhöht alle an sich zieht, seiner Liebe bis zur Vollendung, seinem durchbohrten Herzen, Blut und Wasser aus seiner Seite, den Quellen des Heils, aus denen wir bei ihm schöpfen dürfen (Präfation). In diesen Motiven verdichtet sich gleichsam die Barmherzigkeit Gottes, wenngleich anders als in den Gleichnissen und Geschichten der synoptischen Evangelien. Johannes erschließt seine Christologie in Bildern. Ein wichtiges Bild ist das des Gekreuzigten mit der geöffneten Seite.

Johannes erzählt nach der Kreuzigung Jesu diese auf den ersten Blick seltsame Episode (19,31–37):

³¹ Weil Rüsttag war und die Körper während des Sabbats nicht am Kreuz bleiben sollten, baten die Juden Pilatus, man möge den Gekreuzigten die Beine zerschlagen und ihre Leichen dann abnehmen; denn dieser Sabbat war ein großer Feiertag. ³² Also kamen die Soldaten und zerschlugen dem ersten

die Beine, dann dem andern, der mit ihm gekreuzigt worden war.³³ Als sie aber zu Jesus kamen und sahen, daß er schon tot war, zerschlugen sie ihm die Beine nicht,³⁴ sondern einer der Soldaten stieß mit der Lanze in seine Seite, und sogleich floß Blut und Wasser heraus.³⁵ Und der, der es gesehen hat, hat es bezeugt, und sein Zeugnis ist wahr. Und er weiß, daß er Wahres berichtet, damit auch ihr glaubt.³⁶ Denn das ist geschehen, damit sich das Schriftwort erfülle: Man soll an ihm kein Gebein zerbrechen.³⁷ Und ein anderes Schriftwort sagt: Sie werden auf den blicken, den sie durchbohrt haben.

Der erste Teil des hier Berichteten ist logisch nachvollziehbar. Die Tora schreibt vor, dass Hingerichtete vor Sonnenuntergang begraben werden sollen (vgl. Dtn 21,32) – das gilt natürlich erst recht vor einem hohen Feiertag wie dem Paschafest. Dafür mussten die Hingerichteten tot sein. Das konnte bei einer Kreuzigung lange dauern, weshalb das so genannte *Crurifragium*, das Zerbrechen der Beine, ihren Tod beschleunigen sollte. Auch der Lanzenstich in die Seite Jesu ist nachvollziehbar: die Soldaten mussten sich überzeugen, dass er wirklich tot war. Mit dem Ausfließen von Blut und Wasser aber verlässt die Erzählung offensichtlich die nur historische Ebene – unabhängig davon, ob nun dieses Ereignis medizinisch möglich ist oder nicht. Einen symbolischen Sinnüberschuss birgt es auf jeden Fall. Der nicht namentlich genannte, geliebte Jünger bezeugt dieses Ereignis wie nichts anderes im Evangelium, nicht einmal die Auferstehung. Er bezeugt Blut und Wasser aus der Seite Jesu, „damit auch ihr glaubt!“ Ja, was denn? Warum ist ausgerechnet diese Szene dem Evangelisten so wichtig!? Um das zu verstehen, müssen wir zwei Stellen weiter vorne im Evangelium näher betrachten.

Zunächst Jesu Gespräch mit Nikodemus in Joh 2. Es ist eine der wenigen Stellen im Johannesevangelium, wo vom Reich Gottes die Rede ist. Denn normalerweise ist Jesus im Johannesevangelium selbst das Reich Gottes – der Kirchenschriftsteller Origenes

spricht von der „Autobasileia“. Aber hier nimmt der Evangelist die Rede vom Reich Gottes auf. Jesus sagt zu Nikodemus, dass jemand das Reich Gottes nur dann schauen könne, wenn er oder sie „von neuem geboren“ werde. Nikodemus versteht natürlich gar nichts und wendet ein, der Mensch könne doch nicht in den Leib seiner Mutter (*koilia*) zurückkehren, um neu geboren zu werden. Aber Jesus meint ja auch nicht ein leibliches Zurückkehren in den Mutterleib, sondern eine Neugeburt aus dem Geist. Wie aber soll das nun gehen? Aufschluss gibt Joh 7,37–39:

37 Am letzten Tag des Festes, dem großen Tag, stellte sich Jesus hin und rief: Wer Durst hat, komme zu mir, und es trinke,³⁸ wer an mich glaubt. Wie die Schrift sagt: Aus seinem Inneren werden Ströme von lebendigem Wasser fließen.³⁹ Damit meinte er den Geist, den alle empfangen sollten, die an ihn glauben; denn der Geist war noch nicht gegeben, weil Jesus noch nicht verherrlicht war.

Hier kündigt Jesus an, was sich am Kreuz erfüllt: aus seiner Seite strömt lebendiges Wasser, und mit dem Wasser ist der Geist gemeint, aus dem die Glaubenden neu geboren werden. Dabei steht für die Seite Jesu das gleiche Wort wie im Nikodemusgespräch für den Mutterschoß: *koilia*. Die Glaubenden können natürlich nicht in den Mutterleib (*koilia*) zurückkehren und müssen es auch nicht, um neu geboren zu werden, sondern sie werden aus Jesu Seite (*koilia/pleura*) neu geboren. Mit dem Blut und dem Wasser aus Jesu Seite ist also gemeint, dass durch sein Sterben der Geist kommt und die Schöpfung neu wird. Das wird nicht zuletzt darin deutlich, dass nach dieser Szene, beim Begräbnis Jesu, auf einmal von einem Garten die Rede ist. „An dem Ort, an dem er gekreuzigt worden war, da war ein Garten.“ Erst jetzt erfahren wir das – vor Jesu Tod am Kreuz und der „Geistübermittlung“ in Blut und Wasser, wurde nichts davon gesagt. Wie die synoptischen Evangelien nach Jesu Tod von Finsternis, Erdbeben, dem Zerreißen des Tempelvorhangs und Totenauferstehung erzählen, so Johannes von einem Garten.

Dieser Garten symbolisiert das Paradies, d.h. durch Jesu Tod ist die ursprüngliche, unbeschwerte Gemeinschaft des Menschen mit Gott wiederhergestellt. Das bedeutet: Jesus lässt sich am Kreuz verwunden, damit die verwundete und verlorene Schöpfung heil bzw. durch den Geist neu geboren wird. Nicht zufällig begegnet Maria Magdalena im Johannesevangelium dem Auferstandenen in einem Garten. Und nicht zufällig haucht Jesus die Jünger am Ostertag in Joh 20,22 an wie der Schöpfer den ersten Menschen in Gen 2,7 (an beiden Stellen steht dasselbe Wort *emphysáō*). Erst in diesem Moment treten die Jünger bei Johannes in die Sendung Jesu ein: „Wie mich der Vater gesandt hat, so sende ich euch!“ Das schließt ein, Jesu Barmherzigkeit leben, wie Jesus zu dienen, so wie er es ihnen nach der Fußwaschung aufgetragen hat: „Ich habe euch ein Beispiel gegeben, damit auch ihr so handelt wie ich an euch gehandelt habe“ (Joh 13,15).

Die Rezeption der Perikope mit Blut und Wasser aus der Seite Jesu in der Herz-Jesu-Verehrung gibt natürlich nicht diese komplexen johanneischen Symbolzusammenhänge wieder. Sie kreist mehr um das Bild des durchbohrten Herzens, von dem in Joh 19 ja direkt gar nicht die Rede ist (durchbohrt wird die Seite), und um das auf diese Weise geöffnete Herz, das dann eben für ein im emotionalen Sinne offenes Herz Jesu steht: „Das Herz des Erlösers steht offen für alle...“ (Präfation). Nur an manchen Stellen, z. B. wenn weiter vom „Schöpfen aus den Quellen des Heils“ (ebd.) die Rede ist, schimmert noch der ursprüngliche Zusammenhang mit Joh 7,37–39 durch. Der Gekreuzigte mit dem durchbohrten, offenen Herzen ist gleichsam zu einer Ikone der Liebe und Barmherzigkeit geworden. So wenig Johannes mit seiner Bezeugung der durchstoßenen Seite Jesu zunächst ein emotionales Geschehen meint, trifft die Rezeption im Ganzen des Johannesevangeliums doch wieder die Sache. Denn ganz zu Beginn der Passion, vor der Fußwaschung, heißt es (Joh 13,1): „Da er die Seinen liebte, liebte er sie bis zur Vollendung“ (*eis télos*). Das Wort *télos* heißt ei-

gentlich „Ziel“. Es kann hier zweierlei bedeuten: erstens, bis zu seinem Ende, *bis in den Tod*; zweitens eben *bis zur Vollendung*, endlos, unendlich. Die Hingabe Jesu ist nach Johannes also Zeugnis seiner Liebe. Auch die vertrauensvolle Zuflucht zu diesem endlos liebenden Gekreuzigten entspricht der johanneischen Darstellung: „Sie werden auf den blicken, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,37) – wie die Israeliten auf die eherne Schlange in der Wüste, die sie vom Gift befreit und die Jesus mit der Kreuzigung vergleicht (Joh 2,14; Num 21,8 f). So ist der Gekreuzigte auch im johanneischen Sinne Inbegriff der Liebe und Barmherzigkeit. Was das für den Glaubenden bedeuten kann, fasst ein mittelalterliches Gebet, das „Anima Christi“ in Worte:

*Seele Christi, heilige mich
Leib Christi, rette mich
Blut Christi, berausche mich
Wasser der Seite Christi, wasche mich
Leiden Christi, stärke mich
O guter Jesus, erhöre mich
In Deinen Wunden berge mich
Von Dir lass nimmer scheiden mich
Vor dem Bösen Feind beschütze mich
Zur Stunde meines Todes rufe mich
Und zu Dir kommen heiße mich
Dass ich mit Deinen Heiligen lobe Dich
Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.*

Ignatius von Loyola stellt dieses Gebet seinen Geistlichen Übungen voran. Warum? In den Exerzitien wird das ganze Leben Jesu meditiert, um ihn besser kennen und mehr lieben zu lernen und ihm mehr nachzufolgen. Aber im so genannten „Gespräch der Barmherzigkeit“ mit dem Gekreuzigten in der ersten Woche der Exerzitien verdichtet sich: jedes noch so verletzte Leben eines Glaubenden wird in der Begegnung mit Jesus heil, und je heiler

es wird, desto besser kann der Glaubende ihm nachfolgen. Nur wer geliebt ist, kann sich hingeben. Nur wer sich gehalten fühlt, kann alles verlassen, um Jesus nachzufolgen. Deshalb steht am Beginn jeder Nachfolge Christi – und deshalb auch in den Exerzitien – die Barmherzigkeit, und wenn ihm häufiger ausgemachte Sünder wie z.B. Matthäus Levi oder Paulus folgen, dann weil sie diese Barmherzigkeit besonders tief erfahren. Ein alter Jesuit sagte mal zu mir: „Sie dürfen das jetzt bitte nicht falsch verstehen. Aber wenn Sie wissen wollen, wie Gott ist, dann schauen Sie, was er aus *mir* gemacht hat.“ Das ist ein wesentlicher Aspekt der Barmherzigkeit Gottes: dass er uns zerbrechliche, sündhafte, abgründige Menschen nicht nur liebt, sondern uns auch noch sein Reich anvertraut und uns zutraut, in die Sendung Jesu einzutreten. Vor Jahren gab es mal eine Werbung von einer Sparkasse. Gezeigt wurden etwas schrille junge Leute, und nach jeder Bildsequenz stand die Frage: „Würden Sie *ihm* oder *ibr* einen Kredit anvertrauen?“ Erwartete Antwort: Nein! Die betreffende Sparkasse wollte offenbar dafür werben, dass *sie* diesen Leuten einen Kredit anvertrauen würde – ob sie es dann tatsächlich gemacht hätte, wenn die schrillen Leute in ihre Filialen kämen, sei dahin gestellt. Aber fest steht: Gott gibt jedem solchen Kredit, wie verletzt, wie sündhaft, wie krank er oder sie auch immer sein mag. Das ist ein Geheimnis seiner Barmherzigkeit. Das Reich Gottes liegt auf den Schultern von (uns) geliebten und erlösten Sündern.

Zu diesem Geheimnis von Gottes Barmherzigkeit gehört aber nicht nur, dass wir als Verwundete und auch als Sünder berufen sind, sondern auch, dass wir genau aufgrund unserer konkreten Biographie mit ihren Verletzungen und selbst sündhaften Erfahrungen zu dem Weg der Nachfolge Christi befähigt werden, auf den Gott uns ruft. Die Brüche in unserer Biographie sind kein Zufall und kein Unfall. Unsere Kernverletzung ist unsere Kernkompetenz. Wenn wir Christus nachfolgen, dann als Verwundete und von ihm Geheilte, die ihre Wunden nicht vergessen haben,

wie auch Christus nach der Auferstehung weiter seine Wundmale trägt. Das mag vor der Weisheit dieser Welt unverständlich sein und ist in der Tat paradox. Aber wie Paulus sagt (1 Kor 1,27–29): „Das Schwache in der Welt hat Gott erwählt, um das Starke zu schanden zu machen. Und das Niedrige in der Welt und das Verachtete hat Gott erwählt, das, was nichts ist, um das, was etwas ist, zu vernichten, damit kein Mensch sich rühmen kann vor Gott.“

Ich möchte mit einem christlichen Koan schließen. Ein Koan ist ein Rätselwort, das der Zenmeister seinem Schüler gibt. Das Besondere dabei ist, dass der Schüler das Wort in dem Maße versteht, wie er auf dem geistlichen Weg voranschreitet. Es bleibt also dem Schüler zunächst paradox und erschließt sich ihm mit seiner wachsenden geistlichen Erfahrung. Ich habe dieses Wort selbst in den 30tägigen Exerzitien im Noviziat kennengelernt und fand es so spannend, dass ich die Kerze für die erste Profess, die dann bei allen weiteren Gelübdefeiern verwendet wurde, damit verziert habe. Viel von seinem Sinn hat sich mir seitdem erschlossen; ganz sicher erschließt sich aber in meinem weiteren Leben noch mehr. Und weil dieses Wort viel in sich birgt und gut zusammenfasst, was ich hier zu sagen versucht habe, möchte ich es Ihnen mitgeben:

Nur ein gebrochener Leib ist ein ganzer Leib.

Du wirst verwandelt in das, was Du liebst.

Empfange, was Du bist – werde, was Du empfängst:

Leib Christi.

Hoffnung in der Trauer

*Von Sr. Monika Uecker CF, Bad Homburg
Gedanken zur Trauerseelsorge*

Beerdigung einer afrikanischen Frau – sie und ihre erwachsenen Kinder haben schon länger in Deutschland und England gelebt. Die Kinder haben besondere Wünsche – eine Nefte möchte ein paar Worte sprechen, einige Bilder von ihr sollen gezeigt werden und auch eine Tochter möchte noch etwas sagen. Deren Rede ist immer wieder von lautem Weinen unterbrochen, sie ist fast nicht zu verstehen, ich höre immer nur „I am so sorry ...“. Auch am Grab klagt sie weiter, möchte die Asche ihrer Mutter sehen. Als ich mich später verabschiede sagt sie traurig und auch verwundert: „It is over now?“ Und ich antworte ihr: „It is over, she is with God“. Ob ihr diese Antwort geholfen hat – ich weiß es nicht. Ihr lautes Klagen hat mich verunsichert, dieser offene Ausdruck der Trauer ist mir eher fremd und ich weiß nicht wirklich, wie ich reagieren soll. Und doch – ein bisschen beneide ich sie, dass sie so offen und laut klagen kann, ihrem Schmerz Ausdruck geben kann.

Normalerweise erlebe ich eher eine gedämpfte Trauer, den Wunsch der Angehörigen, ihren Schmerz nicht zu zeigen, am Grab nicht zu weinen. Und ich erlebe es bei mir selbst. Für das Requiem meiner Freundin hatte ich die Fürbitten formuliert, habe sie aber nicht selbst gesprochen, weil ich meine Tränen nicht vor aller Augen zeigen wollte.

Warum sind uns in unserer Kultur Tränen und Trauer so peinlich, dass wir uns dafür entschuldigen, selbst wenn der Tod eines geliebten Menschen uns sehr schmerzt, wenn Menschen das Gefühl haben, dass ihnen mit dem Tod die Hälfte des Lebens genommen

ist, wenn die Aufgabe, den Tod zu begreifen, einen neuen Alltagsrhythmus und so etwas wie eine neue Identität – nicht mehr Ehefrau von ... oder Sohn von ... sondern ...? – zu finden die eigene Kraft fast übersteigt?

Liegt es daran, dass wir unsere Hilflosigkeit angesichts der Trauer nicht spüren wollen oder können? Durch den Tod eines geliebten Menschen ist ein Loch in das eigene Leben gerissen, sind wir mit Schmerz konfrontiert – einem Schmerz, der keinem von uns erspart bleibt und den wir doch so gut wie möglich zu verdrängen suchen.

Im Brief an die Thessalonicher schreibt Paulus: „Wir wollen euch über die Verstorbenen nicht in Unkenntnis lassen, damit ihr nicht trauert wie die anderen, die keine Hoffnung haben. Wenn Jesus – und das ist unser Glaube – gestorben und auferstanden ist, dann wird Gott durch Jesus auch die Verstorbenen zusammen mit ihm zur Herrlichkeit führen.“ (2 Thess 4,13.14)

Menschen die den Glauben nicht kennen gelernt haben sagen mir, dass es schön ist und hilft, wenn man hoffen und glauben kann, dass die Verstorbenen bei Gott sind und wir – in der Gemeinschaft der Heiligen – hier und nach dem eigenen Tod mit ihnen verbunden sind.

Wenn ich eine Beerdigung halte, vor der mir die Angehörigen gesagt haben, „Der Verstorbene war katholisch, aber wir sind nicht religiös“, spüre ich oft trotzdem, dass die Botschaft von der Auferstehung, von der Vollendung dieses Lebens in Gott so etwas wie Trost spendet. Mir kommt es manchmal so vor, als ob Angehörige sozusagen an meinen Glauben „andocken“, daraus Trost schöpfen, dass ich daran glauben kann – so dass ich mir manchmal wie eine „stellvertretend Glaubende“ vorkomme und mich freue, auf diese Weise ein wenig Trost schenken zu können.

Andererseits erlebe ich, dass die Hoffnung gegen die Trauer ausgespielt wird. Paulus erwartet nicht, dass Christen nicht trauern – sondern dass die Trauer von der Hoffnung begleitet und verändert wird. Wenn Menschen im hohen Alter oder nach langer Krankheit sterben, sprechen wir oft davon, dass sie jetzt erlöst sind. Und auch bei Trauernden ist oft ein Gefühl der Erleichterung, der Erlösung da – weil das Leiden für diesen geliebten Menschen beendet ist. Das heißt aber nicht, dass damit die eigene Trauer verschwunden ist – und es kann sehr weh tun, wenn wohlmeinende Freunde in ihren Beileidsbezeugungen allein auf die Erlösung und Vollendung des Verstorbenen eingehen. Der Schmerz darüber, dass dieser Mensch im eigenen Leben fehlt, der bleibt und muss durchlebt werden. Und wenn Freunde, die die Hoffnung auf die Auferstehung und die Vollendung bei Gott teilen, bei dem Trauernden bleiben und in dieser Hoffnung auch den Schmerz und die Hilflosigkeit aushalten – statt mit schnellen tröstenden Worten darüber hinweg zu gehen – dann spenden sie wirklichen Trost – aus dem eigenen Glauben und der gemeinsamen Hoffnung heraus.

Auch der Glaube und die Hoffnung der verstorbenen Person kann Hoffnung schenken. Ein kostbares Geschenk für die Hinterbliebenen ist es, wenn Sterbende ihrer eigenen Überzeugung und ihrer Hoffnung auf Gott Ausdruck geben können.

So eine Hoffnung über den Tod hinaus fand ich im Text der folgenden Todesanzeige, die im Mai 2015 erschien:

Herr, du hast gerufen ... sieh hier bin ich

Hiermit gebe ich meinen Schritt vom Tod zum bleibenden Leben bekannt.

HANS PIETSCHMANN

Schulpfarrer i. R.

...

Zu einer österlichen Eucharistiefeyer lade ich ein in der Kirche ...

In Zuversicht und Trauer ...

„Ansprache Mary Wards“ bei einer abendlichen Liturgie zum Thema „Kirche mit Frauen“

Von Sr. Ursula Dirmeier Cf, Bamberg

*Vorgetragen im Innenhof von Schule und Congregatio Jesu in Bamberg,
01.07. 2016*

Liebe Frauen, liebe frauenfreundliche Männer,
ja, Sie haben richtig gehört:

Zu meiner Zeit, im ausgehenden 16. und in der ersten Hälfte des
17. Jahrhunderts wurden Männer, denn nur die hatten etwas zu
sagen, in Frauenfreunde und Frauenfeinde eingeteilt.

Die Frauenfreunde, auch Fürsten und Kirchenmänner waren unter
ihnen, haben mein Anliegen der Bildung für Mädchen und Frauen
sehr unterstützt. Die Frauenfeinde dagegen haben uns nach Kräf-
ten das Leben schwer gemacht.

Und was wussten sie nicht alles über die Frau zu sagen:

Sie sei schwach,
leicht verführbar,
wankelmütig,
emotional,
abhängig,
eine Verführerin,
einfältig,
wenig bildbar –
und sie könne Gott nicht erkennen.

Nein, es gibt keinen solchen Unterschied zwischen Männern und
Frauen, dass Frauen nicht auch Großes vollbringen können.

Was ihnen zu meiner Zeit gefehlt hat, das war der Zugang zu Wissen und Bildung. Und so bin ich wirklich froh und stolz, dass in Bayern nach dreihundert Jahren, also 1916, zum ersten Mal an unserer Mädchenschule in Regensburg das Abitur geschrieben werden konnte.

Alle Mädels haben mit eins oder zwei bestanden, sie gingen an die Uni, wurden Lehrerinnen ...

Und wenn ich mir eure Welt von heute anschau, dann gibt es immer noch so viel zu tun. Frauen brauchen Zugang zu Bildung, weltweit. Hier in Europa geht es euch Frauen schon ziemlich gut. Ich freu mich über die Ausbildungsmöglichkeiten, die Berufschancen und dass Frauen zeigen, was sie können.

Die Familienarbeit liegt immer noch mehr bei den Frauen. Es gibt halt unter den Ehemännern heute auch nicht nur Frauenfreunde, ebenso in eurem Wirtschaftssystem und unter den Politikern. Immerhin ist es euch neulich gelungen, sie zum Umdenken zu bringen: als es darum ging, dass das „Nein“ einer Frau gehört wird und vor Gericht gilt.

Und die Frauen in der Kirche...

Manche finden an mir gut, dass ich das Predigen und die Spendung der Sakramente für Frauen ausgeschlossen habe, weil Gott das nicht gewollt habe. So haben wir das damals gesehen.

Heute sind manche von euch anderer Auffassung und führen gute Gründe an. Ich kann euch da nur zu Gelassenheit raten. Meine Einstellung war immer: Es wird geschehen, wenn Gott es will.

Liebe wirkt

Von Sr. Barbara Kusche Cf, Mainz

Gedanken zum Hohen Lied der Liebe (nach 1 Kor 13)

Und wenn ich prophetisch reden könnte,
und alle Geheimnisse wüsste und
alle Erkenntnis hätte,
hätte aber die Liebe nicht,
so wäre ich nichts.

Die Liebe hat Zeit.
Sie liebt mit langem Atem.
Sie ist gütig.

Die Liebe wirkt unauffällig.
Sie erzwingt nichts
und nimmt jeden Menschen, wie er ist.
Die Liebe verletzt nicht.
Sie gibt das Leben für alle.

Die Liebe wird nicht bitter
durch bittere Erfahrung.
Sie trägt das Böse nicht nach.
Die Liebe verzeiht.
Sie trauert über das Unrecht
und freut sich an der Wahrheit.

Die Liebe glaubt an das Gute im Menschen.
Nie verliert sie die Hoffnung.
Sie hält stand bis zum Ende.
Die Liebe hört niemals auf.

In der Treue vollendet sich die Liebe

Von Cosima Kiesner C.F., Pfronten

Erschienen in: Münchner Kirchenzeitung, 28.08.2016

Es wird wieder mehr geheiratet und die Ehen halten wieder länger – diese Information las ich vor kurzem in einer der üblichen gesellschaftlichen Erhebungen, die jedes Jahr erscheinen. Eine erfreuliche Tendenz, finde ich. Ich habe etwas übrig für Treue – auch wenn es verschiedene Umstände gibt, die sie schwer, manchmal auch unmöglich machen. Auch wenn es Situationen gibt, in denen eine Veränderung angeraten ist und manchmal sogar lebensnotwendig. Das will ich auch gar nicht einschränken. Aber die andere Seite ist in den letzten Jahrzehnten etwas aus dem Blick geraten: ein Leben in Treue hat seine eigene Faszination und ist ein ganz eigenes Glück.

Was macht mir die Treue so wertvoll? Seit meinen jungen Jahren hat mich an der Treue fasziniert, dass sie eigentlich so etwas wie ein natürliches Anhängsel der Liebe ist. Wer liebt, der tritt in einen Zustand der Zeitlosigkeit ein. Die Zeit in der Gegenwart des Geliebten kommt der Ewigkeit nahe, und die Zeiten ohne den Geliebten sind unerfüllt, leer. Diese Zeit der Trennung, der Abwesenheit des Geliebten, in der man sich unruhig und unvollkommen fühlt, möchte man schnell hinter sich lassen und wieder in die Fülle eintreten, die das Zusammensein mit dem Geliebten bringt. Ich kenne niemanden, der im Zustand der Liebe Zeitverträge aushandelt: Ich liebe Dich mal für die nächsten sechs Monate, dann können wir um ein Jahr verlängern und mal sehen, vielleicht wird dann sogar eine Dauerliebe möglich. Da müssen schon einige schlechte Erfahrungen zusammenkommen, dass der Liebe nicht mehr getraut wird. Liebe setzt auf Dauerhaftigkeit.

„Wem du einmal Freund geworden bist, dem bleibe es für immer“, so formuliert es Mary Ward. So, wie sie es sagt, ist es eine Bitte, eine Aufforderung. Dieses Bleiben in der Freundschaft, in der Liebe erfordert Mühe und braucht eine gewisse Beharrlichkeit. Krisen wollen durchgestanden werden, Entfremdungen ertragen, Brüche behoben. Treue erhält man nicht schmerzlos. Treue erfordert Mut. Treue braucht Reibung, Auseinandersetzung, Versöhnung. Treue lebt von guten gemeinsamen Routinen und von der Bereitschaft, sich auf Veränderungen einzulassen. Sie ist der Mühe wert. Warum sage ich das so?

Gott selbst findet die Treue der Mühe wert. Sie ist der Garant für die Echtheit der Liebe. Was auch immer wir anstellen, Gott kündigt die Treue nicht auf. Davon ist der Verfasser des Timotheus-Briefes zutiefst überzeugt, wenn er schreibt: „Wenn wir untreu sind, so ist Gott doch treu, denn Er kann sich nicht selbst verleugnen.“ Weil Gott liebt, liebt bis zum Äußersten, darum ist Er treu und darum ist auch unsere menschliche Liebe auf Dauer angelegt. Sie wächst und bewährt sich in der Treue. In der Treue findet unsere Liebe zur Vollendung.

Zuhause ankommen – Advent

Von Sr. Birgit Stollhoff Cf, Augsburg

Erschienen in: Katholische Sonntagszeitung Nr. 47 vom 26./27.11.2016

„Wohin immer du auch gehst... Wenn Du wiederkommst, sind wir schon ein Stückchen weiter.“ So begrüßt mich der Augsburger Bahnhof, wenn ich wieder nach München zur Arbeit pendle. Es ist ein witziger Slogan, der die Arbeit im Bahnhof beschreibt: langsam, aber konstant, Zentimeter für Zentimeter wird die Bahnstrecke untertunnelt. Aber ein bisschen hat mich der Spruch anfangs auch erschreckt, irritiert. Warum eigentlich? Auf einer Rückfahrt im Zug ist mir dann klargeworden: Ich fahre heim, nach Hause. Und daheim soll doch bitte alles gleich sein. „Gib mir'n kleines bisschen Sicherheit in einer Welt in der nichts sicher scheint. Und gib mir in dieser schnellen Zeit irgendwas das bleibt.“ lautet ein Songtext der Gruppe Silbermond. Wir erleben ständig Veränderungen und gerade die technischen Neuerungen kommen inzwischen im Jahrestakt. Der Eine reagiert darauf, in dem er getrieben den Neuerungen hinterherhechelt, der Andere fühlt sich abgehängt, schaltet ab. Wir sind mobiler geworden, ziehen mehrfach um im Leben, Freunde und Familie ziehen um. Nicht alle Beziehungen halten das aus, manche verlieren sich. Das macht müde, auch mich. Wenn ich abends aus München zurückkomme, will ich nicht, dass sich schon wieder was verändert hat. Zuhause soll so sein, wie ich es verlassen habe – ich will die gleiche Strecke zurückradeln, die gleichen Schwestern treffen und die gewohnten Abläufe erleben. Gleichzeitig weiß ich natürlich, dass das nicht geht. Ich bin ja auch nicht „die Gleiche“. Das, was ich tagsüber erlebt habe, hat mich auch verändert. Gegenwart dauert psychologisch gesehen nur 3 Sekunden. Genau genommen leben wir also ständig in der Spannung von „nicht mehr“ – und „noch nicht“.

Was ist dann „Heimat“? „Heimat“, so lautet ein Satz der Lyrikerin Anke Maggauer-Kirsche, der an der Kaffeemaschine im Grandhotel Cosmopols steht, „ist der Duft unserer Erinnerungen.“ Heimat sind alle Erlebnisse so, wie sie im Nachhinein noch schmecken, sich anfühlen oder verdunstet sind in der Erinnerung. Heimat ist, wenn ich mit meinen Geschwistern oder alten Freunden Kaffee trinke – egal wo. Da werden so viele Erlebnisse, Gespräche lebendig, es duftet warm, nach vielen Aromen. Geteilte Erinnerungen sind gemeinsame Heimat. Wenn ich im Archiv in den alten Urkunden verstorbener Mitschwester blättere, bin ich im 300 Jahre alten Orden zuhause. Gemeinsame Feste, Projekte und Urlaube sind Heimat. Eine jüdische Schriftstellerin hat den Sabbat, den jüdischen Feiertag, einmal bezeichnet als „unseren Tempel durch alle Zeiten hindurch.“ Auch ein Fest kann Heimat sein – für uns etwa die Eucharistiefeier – immer der gleiche Ablauf, jeden Tag. Man kann ahnen, wie es für diejenigen sei muss, deren Heimat weit weg ist. Was bedeutet es, wenn alles neu ist, fast nichts nach „Heimat“ riecht? Wie einsam muss das sein! Umso schöner, wenn es Menschen gibt, denen man von der Heimat erzählen kann, denen man die Erinnerung mitteilen kann.

So gesehen ist auch der Advent sichere Heimat: Jedes Jahr zu gleichen Zeit kommt Gott wieder in unserer Welt an. Und jedes Jahr sind wir „schon ein Stückchen weiter“ wenn Gott kommt. Was haben wir in der Zwischenzeit gebaut? Wie sieht unsere Heimat aus: Schneller, besser aber der Rest der Welt ist „abgekoppelt“ auf dem Abstellgleis? Bauen wir nur für die 1. Klasse? Hat das, was wir verändert haben, einen sicheren Grund oder steht es auf Sand? Wer gibt verbindlich Auskunft, wenn die Menschen Fragen haben? Ist unsere Heimat ein Ort, an dem wir durchs-Leben-Reisende uns treffen können? Ist sie ein Ort, an dem Fremde, Flüchtlinge wie Jesus, sicher ankommen können?

Ein Wort zum Abschluss



Liebe Leserinnen und Leser
von *Spiritualität konkret*,

mit diesem Heft haben Schwestern aus unterschiedlichsten Lebens- und Arbeitsbereichen mit Ihnen geteilt, was die ignatianische Spiritualität in den jeweils konkreten Bezügen, in denen sie stehen, bedeutet. Ignatianische Spiritualität - von Frauen gelebt. Vielleicht konnten Sie Besonderheiten entdecken; unterschiedliche Fragestellungen, andere Blickpunkte. Ich freue mich, dass wir mit *Spiritualität konkret* ein theologisches Heft vorlegen können, dass diese weibliche Seite der Exerzienspiritualität beleuchtet.

Unsere Schwestern durchlaufen in der Congregatio Jesu eine aufwendige spirituelle und menschliche Ausbildung, um in heutiger Zeit in einem säkularen Umfeld Rede und Antwort stehen zu können. Falls Ihnen diese Arbeit am Herzen liegt oder Sie unsere Exerzitenarbeit unterstützen möchten, freuen wir uns sehr über Ihre Spende. Stichwort ‚Ausbildung‘ oder Stichwort ‚Exerzitenarbeit‘

Ich wünsche Ihnen für das Jahr 2017 anhaltende österliche Freude.

M. Sabine Adam CJ

M. Sabine Adam CJ
Provinzoberin

Congregatio Jesu Mitteleuropäische Provinz
Konto 1202102021 BLZ 750 90 300
IBAN DE 32 75 09 03 00 12 02 10 20 21 BIC GENODEF1Mo5

Ansprechpartnerin:
Sr. Anne Ruß CJ
Planegger Str. 4
81241 München
Tel. 0 89-82 99 42 24
anne.russ@congregatiojesu.de

Für Spenden bis 200 € dient der Überweisungsträger als steuer-
wirksame Zuwendungsbestätigung. Für größere Spenden erhalten
Sie selbstverständlich eine Spendenquittung.

„Nehmt euch mit besten Kräften aller an, die Gott
euch gegeben und eurer Verantwortung anvertraut hat.“

Herausgeber: ZENTRUM MARIA WARD © Mai 2017 · Ausgabe 4

Projektleitung: Cosima Kiesner CJ

Anschrift: Planegger Straße 4, 81241 München

Fon: 089 920 754-124

zmw.spiritualitaet@congregatiojesu.de · www.congregatiojesu.de

Gestaltung: Julia Arzberger, München

Titelfoto: Julia Arzberger

ISSN 2199-1634

